

Die Entschleierung eines berühmten spiritistischen Mediums

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **5 (1901-1902)**

Heft 12

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665918>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Entschleierung eines berühmten spiritistischen Mediums.

Wie gesund der kühle, wissenschaftliche Zweifel ist, wie sehr er die Erkenntnis fördert und uns vor unbewiesenen Annahmen zu bewahren vermag, wie wertvoll ein durch ausgeartete Phantasie noch nicht getrübtcs Denken für die Menschheit sein kann, indem es uns vor Fesseln bewahrt, welche schwer genug wären, um unseres Geistes freien Flug zu hemmen und ihn neuerdings in die abergläubische Kerkerdumpsheit des Mittelalters herabzuziehen, zeigt das höchst interessante, man dürfte sagen epomachende Werk des Genfer Professors T. h. Flournoy: *Des Indes à la Planète Mars. Étude sur un cas de somnambulisme avec glossologie.* Genève, Chr. Eggimann & Co., 1900, mit dem im gleichen Verlag 1902 erschienenen Ergänzungsband: *Nouvelles observations sur un cas de somnambulisme.*

Das 573 Seiten starke Werk beschäftigt sich nur mit einem einzigen Fall. Es untersucht mit einer erstaunlichen Gründlichkeit und Ruhe das spiritistische Medium, das unter dem Namen Helene Smith berühmt geworden, hinter welchem sich eine etwa 40-jährige Genfer Bürgerin verbirgt, die seit dem 16. Jahr in einem Handelshause tätig war, sich seit 1892 mit spiritistischen Problemen, Tischklopfen zc. beschäftigte und nunmehr, im Genuß einer ausgiebigen Jahresrente, unter dem Patronat einer reichen Amerikanerin jenseits des Großen Wassers ihre Sitzungen abhält, der nur noch wundergläubige Gesinnungsgenossen beiwohnen dürfen.

Das ziemlich gebildete, zweifellos sehr intelligente Fräulein lebte als Kind sehr zurückgezogen, fern von kindlichen Spielen, am liebsten bei ihrer Mutter, in deren Gegenwart sie häufig halbe Stunden lang vor sich hinträumte, ohne eine andere Tätigkeit oder andere Interessen, als daß sie sich an Bildern, Landschaften, glühenden Farbenspielen, welche ihre eigene Phantasie nur innerlich entwarf, still ergözte. Im Alter von 14 Jahren hatte sie nachts phantastische Vorstellungen, später auch Halluzinationen, sah Menschen und Gegenstände, wo keine waren. In ihrer Schrift fanden sich häufig an Stelle normaler Buchstaben solche von ganz fremdartigem, unbekanntem Charakter — was alles nicht gerade seltene Erscheinungen sind.

Sie entdeckte dann, daß sie sich mit Leichtigkeit, ohne sich hypnotisieren zu lassen, in den somnambulen oder Trance-Zustand versetzen und als Medium fungieren könne; sie bedurfte nur der Stille im Zimmer, der Dämpfung des Lichtes und der Anwendung ihres eigenen Willens, um

sich in somnambulen Schlaf zu versenken. Nachdem sie dann am 20. Februar 1892 einer spiritistischen Sitzung beigewohnt hatte, begannen sich ihre Medium-Fähigkeiten in Form von Geister-Erscheinungen durch Tischklopfen, von automatischem Schreiben und Gesichtshalluzinationen zu offenbaren. Viktor Hugo, meldete sich ihr als besonderer, oft in Versen redender Schutzgeist, der indessen bald von einem gewissen Leopold abgelöst wurde, welcher sich seinerseits als der berühmte historische Cagliostro entpuppte, während sie selber zur Ueberzeugung geführt wurde — unter dem Einfluß einer phantasiereichen Zuhörerin —, sie sei eine Wiederverkörperung der verstorbenen Königin Marie Antoinette — ein Stück charakteristischen Größenwahns des mediumistischen Unterbewußtseins.

Bezeichnend für die Vorgänge in diesem, allen Menschen in mehr oder weniger starkem Maße zukommenden, Unterbewußtsein, und für das Auftauchen der Vorstellungen von einem persönlichen Schutzgeiste ist nun in diesem Falle folgende Tatsache: Im 10. Lebensjahre auf der Straße von einem großen Hunde angefallen, wurde Helene aus der Gefahr, die einen tiefen Schrecken in ihr erregte, durch einen plötzlich erscheinenden und ebenso plötzlich wieder verschwindenden Mann befreit. Darauf beruht die Vorstellung des Schutzgeistes, die sich weiter entwickelte, als sie einige Jahre später ihren Arzt aufsuchte, einen Hausfreund, der das junge Mädchen auf die Wange küßte: in diesem Augenblicke sah das nicht wenig erschrockene Kind seinen früheren Retter in einer Ecke des Zimmers auftauchen, der nun nicht mehr von ihrer Seite wich, bis sie zu Hause war. Derselbe Schutzgeist erschien ihr auch später wieder, um sie vor Unannehmlichkeiten aller Art zu bewahren. Auch „Leopold“ gab an, er sei ihr Schutzgeist gewesen.

Der Fall ist nunmehr dadurch interessant, daß er uns die Entstehung eines Schutzgeistes zeigt, wie er so häufig bei anormalen, nicht selten epileptischen Menschen, bei Propheten, Religionsstiftern, bei Sokrates, Johanna d'Arc, Napoleon I., in Spuren auch bei Göthe und Justinus Kerner u. a. m. vorkommt, d. h. von diesen als vorhanden angenommen wird.

Die Herrschaft Cagliostros über das Unterbewußtsein Helenens war so ausgeprägt, daß er sich z. B. ihrer Hand bemächtigte und mit derselben Mitteilungen in einer Schrift schrieb, welche von derjenigen Helenens abwich, ja Ausdrücke und Sprachformen aus dem 18. Jahrhundert anwandte; Helene sprach sogar mit ganz veränderter, männlicher Stimme und italienischem Akzent — deutliche Beweise von dem Vorhandensein eines Doppelbewußtseins. Das Unterbewußtsein als Hervorbringer aller Offenbarungen erschien namentlich da in voller Klarheit, wo Cagliostro, der Italiener, von Flournoy durch das Medium italienisch angesprochen,

weder italienisch verstand, noch sprechen konnte; wären die Vorstellungen des Unterbewußtseins identisch mit dem „Geist“ des historischen Cagliostro, so hätte Helene italienisch sowohl verstehen als auch antworten müssen. Die gleiche Bemerkung gilt für die „Marie-Antoinette“, aus deren Leben Helene ergreifende Szenen spielte. Die Königin ist nie imstande, in ihren Offenbarungen auf Erlebnisse zurückzugreifen, in denen sie als österreichische Prinzessin eine Rolle spielte. Marie Antoinette hatte eben nur als französische Königin das Interesse des Mediums erweckt, nur ihre Erlebnisse in Frankreich waren von Helene gelesen worden; ferner ist auffällig, daß Ausdrücke, die erst aus dem 19. Jahrhundert datieren, vom Medium verstanden werden, wenn sie sich in die oben erwähnte Rolle hineinversetzt, während eine Marie Antoinette sich höchlich hätte verwundern müssen, als man sie per „Tramway“ durch die Straßen von Paris, mit einem „Lift“ auf den „Eiffelturm“ befördern, sie „elektrisieren“ oder ihr eine Nachricht „telephonieren“ wollte.

Eine andere Vorstellungsreihe spinnt sich bei Helene allmählig zu einem regelrechten Hindu-Roman aus, welcher dadurch ein wunderbares Gepräge erhält, daß das Medium sich über die Kenntnisse verschiedener fremder Sprachen und Schriftzeichen ausweist, von denen Helene im normalen Zustand keine Ahnung hat. In dem Romane, der um 1400 spielt, träumt Simandini, der Prinzessin, welche aus Helene spricht, ihr Vater, ein Araberscheik, überreiche ihr ein Schriftstück. Als sie aus der Zuhörerschaft aufgefordert wird, die Schriftzeichen wiederzugeben, schreibt sie mit Feder und Tinte die ihr angeblich auf dem Schriftstück vorgehaltenen Buchstaben deutlich ab. Flournoy erfährt nun von einem Sprachkenner, daß die notierten Worte arabisch seien und bedeuten: „Ein wenig Freundschaft ist viel.“ Helene (oder der Schutzgeist Leopold) übersetzte die Worte nicht, aus dem einfachen Grunde, weil ihr Unterbewußtsein deren Bedeutung nicht kannte. Die Wiedergabe der arabischen Zeichen muß ganz mechanisch erfolgt sein; das geht auch daraus hervor, daß Helene die Zeile von links nach rechts, anstatt, wie es bei Arabern üblich, von rechts nach links schrieb. Nun aber blieb immerhin die Frage offen, wo Helene das arabische Sprichwort (wie oben die Geschichte Cagliostros oder der Königin Marie Antoinette) gelesen oder gesehen habe. Ein günstiger Zufall führte Flournoy auf die Spur. Als er eines Tages dem Hausarzt der Familie Smith die Schriftzeichen vorwies, erklärte dieser, daß er darin seine eigene Handschrift wiedererkenne. Er hatte sich mit der arabischen Sprache beschäftigt und ein Werk über eine Reise ins Land der Kabylen veröffentlicht. Mehrere Exemplare hatte er an befreundete Familien verschenkt und überall der Widmung ein arabisches Sprichwort

hinzugefügt. Daß Helene im somnambulischen Zustande seine Schriftzüge kopiert hatte, konnte an gewissen Kennzeichen genau nachgewiesen werden. Der Hindu-Roman selber aber war, wie sich jetzt herausstellt, einem Werke de Marles entnommen, wobei sie genau — überaus bezeichnend und erklärend — denselben geschichtlichen Fehler (wir nennen ihn des Raumes wegen nicht) beging wie der Verfasser.

Wo, wann und unter was für Umständen Helene Smith die betreffenden Quellen benutzt hatte, war ihrem Gedächtnis völlig verschwunden.

Bei einem andern Roman wurde der Schauplatz der Handlung auf den Planeten Mars verlegt. Hier hat es sich herausgestellt, daß der Stoff ihr zum größten Teil von Spiritistinnen in früheren Sitzungen übermittelt wurde, daß ferner die Sprache der Marsbewohner, die im Romane auftraten, nichts anderes sind als ein entstelltes Französisch, so wie es etwa die Kinder in einem gewissen Alter mit ihrer Muttersprache zu tun pflegen; und zwar wies ein Sprachforscher nach, daß von 248 Marsworten 110 aus einem französischen Wort, 55 aus einem magharischen (Helene war das Kind eines Ungarn), 25 aus dem Deutschen, 3 aus dem Englischen (in welchen Sprachen Helene unterrichtet worden war) und 5 aus orientalischen Wörtern entstellt waren u. s. f.; nur 5 konnten nicht auf bekannte Wurzeln zurückgeführt werden.

So und ähnlich ist es um das Auftreten von Geistern im Falle Smith beschaffen; Helene hat Prof. Flournoy noch eine ganze Reihe solcher „Wunder“ mitgeteilt; überall, wo er denselben auf den Grund gehen konnte, schrumpften sie zu einem Nichts zusammen. Die „Geister-Erscheinungen“ und ihre Offenbarungen sind im Grunde genommen so wunderbar und zugleich so natürlich, wie wenn — wir kontrollieren gewöhnlich nicht, unter was für äußern Einwirkungen — uns plötzlich eine seit langen Jahren nicht mehr gehörte Melodie in den Sinn kommt und mit einem Schlag eine ganze Welt von Stimmung und Erinnerung in unser geistig-seelisches Dasein zurückruft; so natürlich, wie wenn ein temperamentvolles Hündchen im Traume bellt und eine ganze Jagd aufführt; so natürlich, wie wenn wir selber im Traumzustand scheinbar nie Erlebtes durchleben, was wir eben doch einmal, gewöhnlich in der Jugendzeit, wenn auch bloß in Büchern oder in der schrankenlosen und ewig beweglichen Phantasie, erlebt haben.

Es ist ein Spiel unseres Unterbewußtseins, in das sich gelegentlich das Oberbewußtsein hineinmischt, ein Spiel, das leuchtende, ans Wunderbare streifende Effekte hervorbringt, aber eben doch nur ein Spiel, und mit der Wiederverkörperung von Geistern ist es nichts, so wenig als mit der

von den Spiritisten ausgegebenen sonderbaren Jenseitigkeit, mit welcher kein vernünftiger Mensch etwas anzufangen weiß. Und wenn sie behaupten, daß ihre Poltergeister dazu berufen seien, der Menschheit eine neue Gewissens- und Sittenlehre zu geben, so darf man diese neue Ethik ebenso ruhig abwarten, wie man der gänzlichen Auflösung ihres Selbstbetrugs — die Medien sind nicht ohne weiteres Schwindler, sondern in der Regel von der Echtheit der durch sie vermittelten Erscheinungen überzeugt — entgegensehen kann. Diese Form des Aberglaubens beruht wie jede andere auf einer allzu geringen Vertrautheit mit der diesseitigen Wirklichkeit (weshalb sie Furcht zu erregen vermag!) und einer ererbten oder künstlich überreizten, d. h. anormalen Phantasie.

Der Vater.

Nachdruck verboten.

Von Björnstjerne Björnson. Deutsch von H. Fick.

Thord Overaas war der angesehenste Mann im ganzen Kirchspiel. Er erschien eines Tages, groß und feierlich, im Studierzimmer des Predigers. „Ich habe einen Sohn bekommen,“ sagte er, „und will ihn taufen lassen.“ „Wie soll er heißen?“ „Finn, nach meinem Vater.“ „Und wer sind die Gevattern?“ Er nannte sie. Es waren Männer und Frauen der Gemeinde, die sämtlich der Familie des Vaters angehörten. „Wünscht Ihr sonst noch etwas?“ fragte der Prediger, zu Thord aufblickend. Der Bauer zögerte einen Augenblick. „Ich möchte ihn gern allein getauft haben,“ sagte er dann. „An einem Wochentage also?“ „Ja, nächsten Sonnabend, Mittags 12 Uhr.“ „Sonst noch etwas?“ sagte der Prediger. „Weiter wüßte ich nichts.“ Der Bauer drehte die Mütze in der Hand um, als wolle er gehen. Da stand der Pfarrer auf. „Dann will ich Euch noch wünschen,“ sagte er, indem er auf Thord zuging, seine Hand nahm und ihm in die Augen blickte, „daß das Kind Euch zum Segen werden möge.“

Sechzehn Jahre später stand Thord wieder im Studierzimmer des Predigers. „Ihr haltet Euch gut, Thord,“ sagte der Pfarrer, der den Bauern unverändert fand. „Ich habe ja auch keine Sorgen,“ antwortete Thord. Der Prediger antwortete nicht darauf, sondern fragte nach einer Pause: „Was wollt ihr heute abend von mir?“ „Ich komme meines Sohnes wegen, der morgen konfirmiert werden soll.“ „Er ist ein guter Junge.“ „Ich wollte die Gebühren für ihn erst bezahlen, wenn ich wüßte, welchen Platz er morgen in der Kirche bekommen würde.“ „Er soll obenan stehen.“ „Das ist mir lieb — hier sind zehn Taler.“ „Wollt ihr